

derliegenden Entstehungsorte stark herauskehren, vermitteln sie doch einen guten Einblick in die Reaktion des kritischen Katholizismus auf die päpstliche Moralenzyklika. Auch die beklemmenden ökumenischen Aspekte der „Abschottung“ werden sichtbar. Was könnte nun bei einem „Dialog“ noch herauskommen? Vermag die neuzeitliche, protestantisch geprägte Ethik Besseres zu bieten als Subjektivismus? Eine Antwort darauf muß mehr enthalten als nur den Willen zum Aggiornamento oder zu einer vermittelbaren Sexualmoral. Offenbar ist es schwer, dazu in Kürze etwas Überzeugendes zu sagen – was zur Folge hat, daß viele Ratlose doch lieber zur objektivistischen Ethik greifen.

Rolf Schäfer

ZEUGEN – FREUNDE – TÄTER

Martin Greschat, Martin Bucer. Ein Reformator und seine Zeit. Verlag C.H. Beck, München 1990. 308 Seiten. Ln. DM 78,-.

Der Straßburger Reformator Martin Bucer (1491–1551) steht zeitlich, geographisch und theologisch in der Mitte, an der Grenze zwischen dem Deutschen Martin Luther in Wittenberg und dem Franzosen Johannes Calvin in Genf; zeitgleich mit dem Schweizer Ulrich Zwingli in Zürich. Der Elsässer gilt als ein Vermittler zwischen den eigenwilligen Flügeln der reformatorischen Bewegung mit ihren vielfältigen Zentren, Ursprüngen und Wegen. Er war ein Mann des Ausgleichs zwischen den zunächst offenen, dann sich verhärten Fronten, der bei Freunden wie Gegnern mit seinen Künsten des Brückenschlags oft genug zwiespältige Gefühle bis hin zu Befremden und Mißtrauen auslöste.

Diese sorgfältig belegte Nachzeichnung seines Lebensweges, seines Denkens und seines Wirkens, eingefügt in eine dankenswerte Schilderung der großen Zeitläufte und manches städtischen Lokalkolorits, kam rechtzeitig zur 500. Wiederkehr seines Geburtstages. Ihr ist zu entnehmen, daß Martin Bucer durchaus kein schwankender Kompromißtheologe ohne klares eigenes Profil gewesen ist. Er vertrat eindeutige, unnachgiebige Grundpositionen, etwa die der Bibelautorität gegenüber allen kirchlichen (und weltlichen) Herrschaftsansprüchen und eine Rechtfertigungstheologie unter Abweisung jeglichen Verdienstgedankens. Er konnte sich freilich mit Vermittlungsformeln sehr weit vorwagen: als „Anwalt der Einheit“ zwischen den widerstreitenden protestantischen Richtungen, einschließlich der Täuferbewegung, und selbst im Blick auf die „Altgläubigen“. Ihm lag durchaus an der Wahrheitsfrage, an der „reinen Lehre des Wortes Gottes“. Doch dachte er theologisch und praktisch immer zugleich die Bewahrung oder Gewinnung der Einheit der Kirche mit. Er entwickelte eine damals außergewöhnliche Sensibilität für die Wahrheitsmomente in der Lehre und im Leben der kirchlich-theologischen Gegenspieler. Gerade diese ökumenische Begabung macht ihn heute bedeutsam und bedenkenswert.

Martin Greschat verschweigt freilich nicht die Schwächen und Fehlhandlungen dieses leidenschaftlichen, sich selbst verzehrenden Mannes, der rastlos reist und schreibt, verhandelt und vermittelt. Er will ihn aber als „einen großen Theologen des Dialogs“ gewürdigt wissen, der „nicht in erster Linie die Abgrenzung, sondern das Gespräch“ anstrebt (S. 258). Zur Wahrheit gehörte für Bucer „notwendig das Ringen um Gemeinsamkeit und Einheit“, und

gerade deshalb „das liebevolle Werben um den Gegner“ (S. 114). Das Evangelium muß seine Kraft in seinen ethischen Früchten erweisen; und für sein Kirchenverständnis ist das Kennzeichen der Liebe zueinander nicht von untergeordneter Bedeutung.

Daß Martin Bucer am Ende in Straßburg scheitert und vereinsamt im englischen Exil zu Cambridge stirbt, hat etwas Tragisches für diesen auch politisch und strategisch in einem europäischen Horizont denkenden Mann. Das geschichtliche Machtgefälle hatte sich inzwischen nicht zuletzt dank der Uneinigkeit der evangelischen Fürsten und Theologen gewendet; und sein entschiedener Widerstand gegen das Ränkespiel mit dem Augsburger Interim von 1548, an dem er zunächst selbst beteiligt war, ließ für ihn keinen Freiheitsraum mehr in seiner Heimat. Dieser Ausgang spricht aber eher für ihn als den Vorkämpfer für eine ökumenische Verständigung in der Wahrheit auf der Grundlage einer Einigkeit in der Liebe.

Heinz Joachim Held

Edwin Robertson, Unshakeable Friend. George Bell and the German Churches. CCBI Verlag, London 1995. 168 Seiten. Br. £ 9.95.

George Bell (1883–1958), 1929–1957 Bischof von Chichester, 1932–1934 Vorsitzender des Ökumenischen Rates für Praktisches Christentum, ab 1948 erster Vorsitzender des Zentralaussschusses des ÖRK, 1954 erster Ehrenpräsident des ÖRK – einer der großen der Ökumene. „Es war eine Gnade, ihn näher kennenzulernen“ (Marc Boegner). „Der Bischof war nicht allein Geistlicher, er war ein Staatsmann“ (Sabine Leibholz-Bonhoeffer). „Modest, reserved, simple almost to the point of naivete ... Bell was incapable of seeking anything for himself“

(Stephen C. Neill). Am schönsten Nathan Söderblom 1925 in Stockholm: „This Bell never rings for nothing.“ Zwei Biographien gibt es bislang: Ronald C.D. Jasper (1967) und Kenneth Slack (1971). Der Aspekt, der E. Robertson am meisten beschäftigt, ist in beiden nicht ausreichend bedacht.

Daß sich der hochbetagte Autor nun nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit Fragen des Kirchenkampfes – Zeugnis dafür u.a. die Edition einer dreibändigen englischen Bonhoeffer-Ausgabe und eine 1989 auch in Deutsch erschienenen Bonhoeffer-Biographie – noch einmal über den Bischof von Chichester und seine Beziehung zu den deutschen Kirchen äußert, verdient Anerkennung und Bewunderung.

Das Ergebnis ist eine gut dokumentierte Darstellung, beginnend mit Bells „ecumenical formation“: Beteiligung an Stockholm 1925 und Freundschaft mit A. Deissmann (die beiden geben den englischen bzw. deutschen Berichtsband heraus). Die deutsch-anglikanischen Theologenbegegnungen fördern Bells Interesse an den deutschen Entwicklungen. Obwohl er nie Deutsch gelernt hat, ist er einer der ersten, die die Gefahren einer völkischen Theologie entdecken. In Berlin wird er Zeuge der „Machtergreifung“.

Bei der Schilderung der Freundschaft Bells mit D. Bonhoeffer und G. Leibholz gelingt es dem Autor, nicht-deutschen Lesern die komplizierte Lage in Hitler-Deutschland zu erklären und die Motive Bells für sein ständiges Mitdenken, Mitreden und Mithandeln herauszustellen: eben nicht der „political priest“, für den ihn Lord Vansittart später hält, sondern der christliche Bruder. Als solcher scheut er sich nicht, auch an „Reichsbischof“ Müller oder an Hindenburg zu schreiben, Rudolf Hess oder Kirchenminister Kerrl zu besuchen oder